

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 31 (1937)
Heft: 9

Artikel: Von der Krankheit unseres Glaubens
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von der Krankheit unseres Glaubens. ¹⁾

Und an jenem Tage sagte er zu ihnen, als es Abend geworden war: Lasset uns ans jenseitige Ufer fahren! Und sie verließen das Volk und nahmen ihn, wie er war, im Schiffe mit; und andere Schiffe waren bei ihm. Und es erhob sich ein großer Windsturm, und die Wellen schlugen ins Schiff, so daß sich das Schiff schon füllte. Und er schloß im Hinterteil des Schiffes auf dem Kissen. Und sie wecken ihn und sagen zu ihm: Meister, kümmerst es dich nicht, daß wir untergehen? Und nachdem er erwacht war, bedrohte er den Wind und sprach zum See: Schweig, verstumme! Da legte sich der Wind und es trat große Windstille ein. Und er sprach zu ihnen: Warum seid ihr so furchtsam? Habt ihr noch keinen Glauben? Und sie gerieten in große Furcht und sagten zueinander: Wer ist doch dieser, daß ihm fogar der Wind und der See gehorsam sind?

Markus 4, 35—41.

Liebe Gemeinde!

Der erste Eindruck, den uns diese Erzählung von der Stillung des Seesturmes hinterläßt, ist wohl der, daß es sich hier um ein einzigartiges, einmaliges, unwiederholbares Geschehnis handle, um das, was wir ein Wunder nennen, etwas, das gänzlich herausfällt aus der Gesetzmäßigkeit des sogenannten natürlichen Geschehens, um eine Tat, die nicht zu vergleichen ist mit dem, was wir Menschen tun und tun können, um eine Tat des Einzigigen, des Gottesohnes.

Aber nun stoßen wir in dieser Erzählung — wenn wir nicht darüber hinweglesen — auf eine Feststellung, die uns sehr beunruhigen muß, nämlich darauf, daß Christus selbst seine Jünger, diese gewöhnlichen Menschen, in jenes naturüberlegene, sieghafte Wesen hineinziehen will. Er läßt ihre menschliche Angst, dieses in solcher Lage so natürliche Bewußtsein der Ohnmacht, nicht gelten: „Warum seid ihr so furchtsam, habt ihr denn keinen Glauben?“ Müßte er nicht gerade bei dieser Gelegenheit den Abstand zwischen ihm selbst und uns Menschen betonen und sagen: *Ich* kann Wind und Wellen gebieten, aber mit euch werden ewig Wind und Wellen spielen!? Er tut nicht das, sondern er reißt sie in seine Welt hinein, mutet uns Menschen zu, daß auch wir eine aktive, ringende, überlegene Haltung haben gegenüber der Natur.

Das ist das Beunruhigende an diesen Worten Jesu, daß sie uns aus allem Schicksalsglauben, aus der Resignation, aus der Passivität aufschrecken, besonders beunruhigend, weil es ja auch einen „christlichen“

¹⁾ Predigt, gehalten in der Kirche von Zürich-Höngg am 29. August 1937.

Schicksalsglauben, eine „christliche“ Resignation und eine „christliche“ Passivität gibt. Aus dieser Haltung schreckt uns die vorwurfsvolle Frage auf: „Warum seid ihr so furchtsam, habt ihr denn keinen Glauben?“

Wenn wir dieser Frage standhalten wollen, müssen wir darüber nachdenken, ob es denn überhaupt einen Standort außerhalb dieser Welt, jenseits der Materie, außerhalb der Naturgesetze und des Schicksals gibt, einen Boden, von dem aus wir ringen könnten mit dieser Welt der Winde und Wellen, der Erdkatastrophen, der Katastrophen, die sich an unserem Leibe vollziehen, mit der Welt der Bakterien und Infektionen, mit dieser ganzen Welt des Leidens, des Alters und des Todes.

Wir sind ja in einem bestimmten Sinn schon immer Ringende und Kämpfende gewesen, nämlich in dem Sinn wie es die Jünger auf dem See waren — bevor sie ihren Meister aufweckten. So wie sie mit den Kräften, Künsten und Mitteln, die ihnen zur Verfügung standen, mit ihrem Steuer, ihren Rudern, Segeln und Tauen, mit all ihrer Seemannserfahrung und Seemannskunst den Kampf aufgenommen haben mit den entfesselten Elementen, so haben die Menschen immer gerungen. Die ganze Kultur ist nichts anderes als ein solches Ringen; jede sinnvolle Arbeit hat dieses Ziel; der Arzt ist ein Ringender, der Erfinder — aber nicht nur sie, sondern ausnahmslos jeder dem Leben und seinen Bedürfnissen durch seine Arbeit dienende Mensch.

Aber auch beim stärksten Einsatz ihrer Kräfte haben die Menschen aus tausendfacher, überwältigender Erfahrung immer gewußt, daß ihrem Ringen Grenzen gesetzt sind, die sie nie überschreiten können. Sie bleiben ja doch immer innerhalb der Grenzen der Natur, sie kämpfen mit Naturkräften gegen Naturgewalten, sogar mit Giften gegen Gifte. Darum gibt es kein Uberschreiten der Grenzen. An solche Möglichkeiten zu denken, erscheint den Menschen als Mangel an Nüchternheit, als Schwärmerei, ja als frevelhafte Ueberhebung.

Aber sind wir damit nicht wieder bei der Resignation angelangt? Und nun geben wir ihr christliche Namen, nennen sie Ergebung, Demut, Frömmigkeit. Das alles kennen wir alle so gut. Es ist die allgemein verbreitete „christliche“ Antwort auf das Leiden und die Not der Welt. Und es ist wohl auch irgend ein Stück notwendige Wahrheit darin — aber die ganze Wahrheit, die Christuswahrheit, ist es nicht.

Seht, aus der Bibel tritt uns gewaltig eine andere Botschaft entgegen. In dieser Erzählung von der Stillung des Seesturmes will Christus jene schwachen Menschen, die an die Grenzen aller menschlichen Möglichkeiten gekommen sind, hineinreißen in ein anderes Denken. „Warum habt ihr keinen Glauben.“ Das Wort „Glauben“ steht vor uns in einer in der Christenheit kaum mehr geahnten Größe. Glauben als eine Möglichkeit, wo sonst keine Möglichkeit mehr ist, als eine Kraft, die noch da ist, wenn alle Menschenkraft zu Ende ist, als ein Sieg, wo nur noch Niederlage zu erwarten ist. Gibt es für uns Menschen eine Möglichkeit,

bei folchem Denken mitzugehen, oder kommen wir uns dabei nicht vor, als ob man uns zur Schwärmerei verführen wollte?

Schwärmerei? — Diese Schwärmerei ist in der Bibel wirklich da. Es ist die Schwärmerei des großen Erbarmens. Seien wir auf der Hut, wenn uns die Luft anwandelt, uns unserer Nüchternheit zu rühmen; vielleicht ist es nichts anderes als stumpfe Empfindungslosigkeit, Sattheit, Herzenskälte, Unfähigkeit zur Liebe, Trägheit zum Mitleiden. Es ist weltliche und nicht biblische Weisheit, welche nichts anderes zu sagen weiß, als daß man sich auf dieser Erde abfinden müsse auch mit dem Sinnlosesten, Grausamsten, Entsetzlichsten. Darin liegt die Lähmung, die Hoffnungslosigkeit, die Stärkung der Leidens- und Todesfront.

Auf der andern Seite aber steht die wunderbare Tatsache, daß diejenigen, die sich nicht die Ohren zuhalten vor dem Notschrei des geschändeten und gequälten Lebens, die nicht ihr Herz verwahren und verschließen, sondern es weit öffnen: daß an ihnen das Wunder des Glaubens geschieht, daß ein Hoffen an ihnen erwacht, ein Warten voll sehnsuchtsvoller Spannung und schließlich auch ein Schauen der Hilfe. Was an ihnen geschieht, das ist dies: daß sich die Wahrheit ihnen naht — die den Satten und Mitleidlosen ewig ferne bleibt —, die letzte Wahrheit, die Endwahrheit: daß Gott sich der Welt zur Hilfe zugewendet hat. Allen Leidenden in ihrer Tiefe und allen wahrhaft Mitleidenden naht sich diese Verheißung, die ihre Furcht überwindet, daß sie von Wind und Wellen nicht mehr erschreckt werden können.

Wenn wir solche Dinge sagen, dann spüren wir allerdings zuerst wieder nichts als unsere Armut. In der Selbstbeurteilung müssen wir ja nüchtern sein. Ist denn in uns auch nur ein senfkorngroßer Glaube? Und wenn wir an unsere Liebeskräfte denken, an dieses elende Eingeschlossensein in uns selbst, dann will es uns völlig unmöglich erscheinen, daß auch wir etwas sollten bedeuten können in dem Kampf gegen die Leidens- und Todesmächte, die wie Sturm und Wellen uns umtosen. Und doch will Christus auf unser Glauben und unser Lieben nicht verzichten; er will es nicht allein tun; er sucht bei uns irgendwelche Bereitschaft, irgend eine Aktivität, eine innere Spannung auf seine Siege hin. Er erwartet allen Ernstes, daß wir mit ihm in der Front des Gottesreiches stehen und auch durch uns Unmögliches möglich werde. Wir stehen fassungslos vor dieser Erwartung, weil wir die Schwachheit unserer Glaubenskräfte kennen. Er aber ruft uns in unserer Verzagttheit zu: „Wenn euer Glaube nur die Größe eines Senfkörnleins hat, wird euch nichts unmöglich sein.“

Es gibt kein Ausweichen für den Jünger Jesu. Dieser Anspruch ist an ihn gestellt. Was sollen wir tun? Wir geben darauf zwei Antworten; die vielleicht durch ihre Nüchternheit überraschen. Die erste ist in der Christenheit immer gegeben worden. Wir wollen sie einmal so formulieren: Wir müssen treu sein auch in den kleinsten Erfahrungen des

Glaubens. Wir müssen auf die kleinsten Erfahrungen, die wir mit der Wirklichkeit und realen Gegenwart der Gotteswelt machen, fußen, darauf pochen, sie nie vergessen, sie immer im Auge behalten und jeden Augenblick bereit sein, diese Erfahrungen allen anderen entgegenzusetzen. Sind nicht diese Erfahrungen für alle da? Und sind sie nicht manchmal überwältigend groß? Nein, es handelt sich nicht nur um die Treue gegenüber *kleinen* Dingen, denn erschütternd groß steht — um nur dieses eine zu nennen — die Uebermacht der Wahrheit über alle Lüge in unfer aller persönlichem Leben. Es ist doch gar nicht wahr, daß wir nur die Siege des Sinnlosen um uns her sehen; wir erleben das Sichdurchsetzen der Wahrheit und des Sinnvollen. Warum sind wir diesen Erfahrungen nicht treu? Warum lassen wir sie uns immer wieder rauben? Wir erleben die Macht des Guten, der Gerechtigkeit, der Liebe, wir schauen die Propheten Gottes. Warum vergessen wir das alles über dem ersten Ansturm des Sinnlosen, der Winde und Wellen, der Bakterien und Katastrophen? Warum lassen wir nicht nur unsern Leib sondern auch unsere Seele sofort gefangen nehmen?

Dieses Treuwerden ist eine Erziehungsarbeit, die wir zu leisten haben an uns selbst. Wir müssen den Zusammenhang mit der ewigen Welt immer und immer wieder suchen. Wenn sogar Er, der Wind und Wellen gebieten konnte, Er, dessen Leben ein ununterbrochenes Einssein mit Gott war — wenn sogar er stundenlang, nächtelang im Gebet verharrte, wie viel mehr müssen dann wir immer wieder suchen und anklopfen und wach sein.

Unfere zweite Antwort ist die: das Unmögliche wird nicht geschehen, wenn wir nicht im Vollbringen des Möglichen treu gewesen sind. Wir wollen in der Front des Gottesreiches gegen die Macht des blinden Schicksals stehen. Aber anstatt daß wir dem Schicksal immer neuen Boden abringen, überlassen wir ihm auch dasjenige Terrain, auf dem wir jetzt schon herrschen könnten, wenn wir auch gar keine andern Kräfte besäßen als ein wenig guten Willen. Wir können doch gar nicht Wunder erwarten, wenn wir das Natürliche, das in der Richtung auf das Gottesreich geht, nicht tun. Wir wollen gegen Tod und Leiden mit Glauben und Gebet ringen; aber wird das alles nicht zur Heuchelei, wenn wir gleichzeitig dem Tode in ungeheurem Maße mit eigenen Händen dienen und in vollem Bewußtsein dessen, was wir tun, eine unermeßliche Summe von Qual und Leiden über die Erde ausbreiten. Müssen wir nicht, bevor wir auf die größten und letzten Siege hoffen dürfen, die Kämpfe kämpfen, zu deren siegreicher Beendigung uns alle Mittel und Wege längst offen stehen?

Gottesherrschaft, nicht Schicksalsherrschaft! — das ist das Evangelium. Die Christen aber pflanzen die Fahne des Schicksals auf, auch auf dem Boden, der ihnen längst zur Beherrschung übergeben worden ist. Sie sind nicht mehr Boten des Lebens und der Freiheit, sondern Herolde des Schicksals.

Ist das Schicksal, was vorgestern, am 27. August 1937, in Schanghai geschehen ist? Ich habe es gestern abend in der Zeitung gelesen. Etwa fünftausend Menschen waren an einem der Bahnhöfe dieser Stadt zusammengeströmt, in der Hoffnung, nach und nach mit den Zügen aus der Kriegszone abtransportiert zu werden. Chinesische Männer, vor allem viele Frauen und Kinder. Dann erscheinen japanische Flieger und werfen auf die geduldig wartenden, wehrlosen Menschen ihre Bomben ab. Auf einem einzigen Bahnsteig liegen dreihundert Tote. Und auf dem Bahnhofplatz zerfetzt und verstümmelt, zur Unkenntlichkeit entstellt, eine unzählbare Menge von Toten und Verstümmelten. Die Spitäler aber sind längst überfüllt von den Opfern der vorangegangenen Tage.

Liebe Mitchristen, ist das Schicksal? Wenn ihr mir mit Ja antwortet, dann ist es meine Pflicht, euch jede Hoffnung auf persönliche Bewahrung und Rettung in den Sinnlosigkeiten dieses Lebens zu zerschlagen. Dann ist es tausendmal sicherer unabwendbares Schicksal, daß wir von Bakterien aufgefressen, von brutalen Krankheiten getötet, von Erdbeben verschüttet, von Katastrophen erschlagen, sinnlos und hoffnungslos zugrunde gehen. Dann ist alles persönliche Hoffen und Gottvertrauen nichts anderes als ein aus egoistischen Wünschen geborener Trug.

Dem Egoismus ist keine Verheißung der Hoffnungskraft gegeben, sondern nur dem, der nach dem Reich Gottes und seiner alles erfüllenden Gerechtigkeit trachtet. Auf Siege Gottes im persönlichen Leben hoffen, auf gnädige Durchhilfen und Bewahrung vertrauen — das wird schließlich zur törichtesten und anmaßendsten Schwärmerei werden, wenn wir jene einfachsten Christen-Pflichten und Christen-Aufgaben nicht in Angriff zu nehmen beginnen. Darum glauben so viele ehrliche und grade Menschen nicht mehr an die herrlichsten Verheißungen Gottes. Wenn ich mich nicht um jene Chinesen bekümmere, wie soll es dann möglich sein, daß die Haare meines Hauptes alle gezählt sind! So zu reden ist wahrhaftig christlicher als das unentwegte Erwarten persönlicher Gotteshilfe, während man keinen Finger rührt, daß jene Dinge nicht geschehen. Dieses egoistische Gottvertrauen hat mit Christentum nichts zu tun; es ist heidnischer Aberglaube, der in der Stunde der Not uns aus den Händen gleiten wird. Denn „wer nicht hat, von dem wird auch noch genommen, was er hat“.

Wir müssen gehorsam werden, das ist es. Die Passivität der Christenheit gerade an dem Punkte, in der Ueberwindung jener grauenvollen Dinge, das ist der große Ungehorsam gegen einen Befehl Gottes, der nun wahrhaftig laut und lange genug in unsere Ohren geschrien worden ist. Es ist Gottes Wille, daß wir gerade hier durchbrechen. Dann haben wir die Front des Todes durchbrochen. Dann haben wir auch etwas getan gegen alle andern Sinnlosigkeiten, auch gegen die Krankheiten, gegen die Bakterien, gegen die Erdbeben und alle denkbaren Katastrophen. Vielleicht sollen wir heute gar nicht daran denken, daß wir an Krankenbetten Wunder erleben sollten durch unsern Glauben, sondern wir sollen

unfere Pflicht tun. Wir stellen kein Gesetz auf, denn es gibt viele und mannigfaltige Befehle Gottes, aber eines sollen wir uns zum Grundsatz machen: daß wir nicht nur diejenigen Kommandos Gottes hören, die mit unserem Egoismus übereinstimmen, sondern daß wir darauf achten, wo die Stelle ist, an der Gott die Front des Todes für reif zum Durchbruch hält.

Wenn solche Durchbrüche erfolgen, dann ist auch für alle, welche mit dem Leiden und mit dem Tode ringen, etwas geschehen. Auch die, welche auf einsamem Lager liegen, werden etwas davon erleben, daß der bei ihnen ist, welcher Wind und Wellen gebietet. Der Glaube wird sie erfüllen, sie erleben — auch im dunklen Tal des Todes! — Jesus den Sieger. Amen.

Paul Trautvetter.

Unfer Sozialismus, II.

(Fortsetzung.)

V.

Die sozialistische Regeneration des Volkstums.

Im Sozialismus wird die bürgerlich-liberale *Sozietät*, die in Zweckverbänden organisierte Vielheit mit gleichen formalen Rechten ausgestattet, im übrigen aber sozial entwurzelter Individuen, die in Staatsverbänden nur mechanisch zusammengefaßte, aber wesentlich ungliederte Menge, *überwunden* durch ein Gemeinwesen, das sich zellenhaft von unten her auf Gemeinschaften verschiedener Natur aufbaut. Die entformte Menge erfährt durch die Möglichkeit zur selbstverantwortlichen Wirksamkeit in diesen Gemeinschaften eine neue Verwurzelung. Sie wird in diesen Gemeinschaften wieder zum gegliederten Volk. Der Sozialismus schafft also die Voraussetzungen zur *Regeneration des Volkstums*.

Durch die kapitalistische Atomisierung sind die ursprünglichen volksmäßigen Bindungen einem fortschreitenden Auflösungsprozeß unterworfen worden. Die Auflösung der vorkapitalistischen sozial-ökonomischen Leistungsgemeinschaften in allen Zweigen der Produktion (die landwirtschaftliche Produktion nicht ganz ausgenommen), die Privatisierung der Wirtschaft, das Aufkommen der großbetrieblichen Produktion, die Zusammenballung der Massen in den modernen Großstädten — das alles bedingte eine neue Art der Nomadisierung des Großteils der Bevölkerung. Unter den enterbten, entrechteten und entformten Massen konnten aus dem Hineingeborenwerden in eine gegebene Raum-, Bluts- und Kulturgemeinschaft keine sozialen und kulturellen Formkräfte gewonnen werden. Für den Großteil der Bevölkerung gestalteten sich die ökonomischen und politischen Verhältnisse der modernen Klassegesellschaft derart, daß es ihm einerseits verwehrt wurde, sich dessen bewußt zu werden, Mitglied einer bestimmten Geschichts- und Kultur-